

Leseprobe aus:

**Dave Goulson**  
**Wenn der Nagekäfer zweimal klopft**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

Dave Goulson

*Wenn der Nagekäfer zweimal klopft*

Das geheime Leben der Insekten

Aus dem Englischen von Sabine Hübner

HANSER

Titel der Originalausgabe:  
*A Buzz in the Meadow*  
London, Jonathan Cape 2014



Alle Zitate in diesem Buch wurden von Sabine Hübner selbst übersetzt, sofern nicht auf eine andere Übersetzung verwiesen wurde.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5                    20 19 18 17 16

Copyright © Dave Goulson 2014

Dave Goulson has asserted his right under the Copyright, Designs and Patents Act 1988 to be identified as the author of this work

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2016 Carl Hanser Verlag München

[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Herstellung: Thomas Gerhardy

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Designs von James Jones

und Illustrationen von © Louise Bird

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-44700-4

E-Book-ISBN 978-3-446-44708-0

*Für Lara*

# *Inhalt*

*Prolog* 9

*Teil I*

*Geschichten von der Wiese* 13

- 1 *Ein Wiesenspaziergang* 15
- 2 *Das Insektenimperium* 35
- 3 *Bei den Molchen* 51
- 4 *Das Paarungsrund und  
sexueller Kannibalismus* 67
- 5 *Schmutzige Fliegen* 79
- 6 *Das geheime Leben des Großen  
Ochsenauges* 101
- 7 *Papierwespen und wandernde  
Hummeln* 123
- 8 *Das Paarungsverhalten des  
Gescheckten Nagekäfers* 139
- 9 *Die Hemiptera* 151

*Inhalt*

*Teil II*

*Das komplexe Gewebe der Lebensformen* 169

10 *Treibhausblumen* 171

11 *Klappertopf und Nektardiebe* 193

12 *Besudelte Lichtnelkenblüten* 213

*Teil III*

*Die Auflösung des Gewebes* 229

13 *Das Verschwinden der Bienen* 231

14 *Die Inseln der Inzucht* 269

15 *Rapa Nui* 289

*Epilog* 307

*Dank* 311

*Register* 313

## *Prolog*

Im Jahr 2003 kaufte ich mitten im ländlichen Frankreich ein auffälliges Gehöft mit 13 Hektar Wiesenfläche. Mein Ziel war es, einen geschützten Lebensraum für Tiere zu schaffen, in dem Schmetterlinge, Libellen, Wühlmäuse und Molche gedeihen konnten, frei von der Belastung durch die moderne Landwirtschaft. Vor allem ging es mir um ein Habitat für meine geliebten Hummeln, deren Erforschung und Schutz ich mich seit zwanzig Jahren verschrieben habe. Und so handelt mein Buch auch von diesem kleinen Fleckchen Erde im ländlichen Frankreich, von den dortigen Pflanzen und Tieren und ihrer naturgeschichtlichen Entwicklung, und von meinen Bemühungen, sie zu schützen und zu erhalten. Die meisten Naturdokumentationen und ein Hauptteil der Artenschutzmaßnahmen konzentrieren sich ja auf große, charismatische Tiere wie Wale, Pandas oder Tiger. Darum möchte ich mit diesem Buch auch all den kleineren Tieren, von denen wir täglich umgeben sind, zu mehr Aufmerksamkeit verhelfen – den zahlreichen Insektenfamilien. Der Zufall will es, dass ich viele der Insekten- und Blumenspezies, die in meiner Wiese heimisch geworden sind, im Laufe meiner wissenschaftlichen Karriere selbst jahrelang erforscht habe. Von dieser Forschungsarbeit, die das geheime Leben der Blumen und Insekten erkundet, möchte ich hier erzählen. Unter anderem werden Sie erfahren, wie der Gescheckte Nagekäfer seine Partnerin findet, wie wichtig Fliegen sind, wieso manche Blumen den Hummeln und Bienen als Wärmedecken dienen und

welchen komplexen Regeln das Zusammenleben in einem Papierwespenstaat gehorcht. Vielleicht kann ich Ihnen durch diese Geschichten etwas von der Entdeckerfreude und Befriedigung vermitteln, die man empfindet, wenn man sich intensiv mit dem Leben all der Tiere befasst, mit denen wir unseren Planeten teilen. Noch wichtiger ist mir jedoch: Ich möchte Ihnen vermitteln, dass alles, was wir über Naturkunde wissen, nur die Spitze des Eisbergs ist. Allein schon meine Wiese in Frankreich birgt eine schier unendliche Zahl faszinierender Geheimnisse, die noch der Aufklärung harren, Tiere, die noch niemand erforscht, Verhaltensweisen, die noch niemand beobachtet hat. Welche Wunder mag es da noch zu entdecken geben?

Im zweiten Teil des Buchs möchte ich zeigen, wie die tierischen und pflanzlichen Lebensformen dieser Wiese auf vielfache Weise miteinander verbunden sind. Pflanzen konkurrieren um Raum, Wasser und Licht, dienen Herbivoren als Nahrung und beherbergen Parasiten und Krankheitserreger. Sie verfügen über diverse Strategien, Bestäuber anzulocken, und diese wiederum haben zahllose Tricks entwickelt, um zu erkennen, welche Blumen am lohnendsten sind und wie man diese Belohnung ohne Gegenleistung kassieren kann. Manchmal läuft das aber auch umgekehrt, und sie werden von den Pflanzen übertölpelt, sodass sie sie bestäuben, ohne für ihren Aufwand entlohnt zu werden. Pflanzen sind darauf angewiesen, dass eine Vielzahl kleiner Tiere und Mikroorganismen Blätter und Dung zersetzen und die darin enthaltenen Nährstoffe freisetzen. Sie profitieren davon, dass Raubvögel, Spinnen und Insekten Unmengen von Raupen, Heuschrecken und Blattläusen vertilgen, die ihre Blätter bedrohen. Jede einzelne Spezies ist in einem Netz von Wechselwirkungen mit Hunderten anderer Spezies verknüpft – und wir sind noch weit davon entfernt, all diese Wechselwirkungen wirklich zu verstehen.

Unsere moderne Welt wurde für wild lebende Tiere im Lauf



der Zeit zu einem immer unwirtlicheren Ort. Im Schlussteil werde ich erläutern, wie es dazu kommen konnte und was unser Drang, den Agrarflächen immer größere Erträge abzapfen, damit zu tun hat. Die Verheerungen, die wir auf unserem Planeten angerichtet haben – und weiterhin anrichten –, möchte ich an einigen Beispielen demonstrieren. Welche Folgen hatte es, dass sich der prähistorische primitive Mensch von Afrika aus über die ganze Welt verbreitet hat? Und schließlich werde ich auf die schleichenden Schäden zu sprechen kommen, die der maßlose Einsatz giftiger Chemikalien in der Landwirtschaft unserer Umwelt zufügt. Durch unser Handeln verschwinden viele faszinierende Tiere – oft sogar bevor wir überhaupt etwas von ihrer Existenz und ihrer Funktion in den komplexen ökologischen Zusammenhängen ahnen. Dieses Buch ist als Weckruf gedacht, als Erinnerung daran, dass wir das Leben auf dieser Erde in all seinen Formen und Facetten hegen und bewahren sollten. Wird eine Spezies ausgelöscht, geht ihr Geheimnis für immer verloren. Wir zerstören das Erbe unserer Kinder und berauben sie der Freude, die Natur zu entdecken und zu erforschen. Darüber hinaus untergraben wir unsere eigenen Lebensgrundlagen; denn obwohl wir noch sehr wenig über das Beziehungsgeflecht wissen, das alle Lebewesen verbindet, gibt es klare Beweise dafür, dass diese Wechselwirkungen für das Fortbestehen des Planeten Erde und somit auch für unser eigenes Wohlergehen, ja unser schieres Überleben, unabdingbar sind.

Ich wünsche mir, dass Sie die Welt mit neuen Augen betrachten; ich wünsche mir, dass Sie in Ihren Garten oder einen öffentlichen Park gehen und sich auf Hände und Knie niederlassen. Es gibt so viel zu sehen! Schauen wir doch einmal ganz genau hin, dann werden wir die verborgenen Herrlichkeiten des Lebens auf unserem Planeten Erde erkennen. Wenn wir das, was wir haben, wertzuschätzen lernen, finden wir vielleicht auch einen Weg, es zu bewahren.



# *Teil I*

## *Geschichten von der Wiese*

Wir bewohnen einen kugelförmigen Felsbrocken mit einem Durchmesser von nur 13 000 Kilometern, der in den unvorstellbaren Weiten des Alls schwebt. Die Entfernung zum nächsten Planeten, auf dem es möglicherweise Leben geben könnte, beträgt mindestens 10 000 Milliarden Kilometer, eine Distanz, die unsere menschliche Vorstellungskraft bei Weitem übersteigt. Wir investieren viel Zeit und Mühe in die Konstruktion von Teleskopen, mit denen wir immer weiter in den leeren Raum vordringen, wir werden nicht müde, Radiowellen aus fernen Galaxien aufzufangen und zu analysieren, in der Hoffnung, Hinweise auf andere Lebensformen zu entdecken. Viele Filme, Fernsehserien und Romane spekulieren darüber, was es dort draußen geben könnte. Dabei müssten wir gar nicht in die Ferne schweifen. Auch hier auf der Erde sind wir von den Wundern des Universums umgeben – doch schenken wir ihnen kaum Beachtung. Wir haben das Glück, unseren kleinen Felsbrocken mit etwa zehn Millionen verschiedenen Spezies teilen zu dürfen, von denen viele noch nicht einmal benannt sind.

Ich bin stolzer Besitzer einer kleinen Wiese im ländlichen Frankreich. Man könnte mich als das entomologische Pendant

eines Trainspotters bezeichnen, denn mittlerweile habe ich in dieser Wiese über siebzig Bienen- und Hummelspezies, fünfzig Schmetterlingsspezies, sechzig Vogelarten und weit über hundert verschiedene Pflanzen identifiziert. Und das ist nur ein kleiner Bruchteil des großen Ganzen; zu einer Bestandsaufnahme all der Springschwänze, Milben, Würmer, Spinnen, Käfer, Schnecken und anderen Lebewesen bin ich noch gar nicht gekommen und werde aller Wahrscheinlichkeit nach auch nie Zeit dafür haben. Die Lebewesen, die wir ignorieren, sind meist sehr klein, manche so winzig, dass man sie mit bloßem Auge gar nicht erkennen kann. Macht man sich aber einmal die Mühe, eine dieser winzigen Kreaturen unter ein Mikroskop zu legen, erkennt man ihre exakte Symmetrie, ihre fein gegliederte Struktur. Jedes einzelne dieser Lebewesen hat eine eigene Lebensgeschichte; es muss Futter finden, wachsen, vor Fressfeinden fliehen, einen Paarungspartner finden, Eier legen usw. Jeder Schritt ist mit Herausforderungen verbunden, mit Hindernissen, die überwunden werden müssen, und jede Spezies hat ihre ganz eigenen, einzigartigen Strategien entwickelt, um zu überleben und zu gedeihen. Hätten sie das nicht, wären sie schon längst vom Erdboden verschwunden. Selbst in Westeuropa, wo das Studium der Naturgeschichte eine lange Tradition hat, wissen wir noch immer viel zu wenig über das Leben dieser wild lebenden Tiere.

In diesem Teil des Buchs möchte ich Ihnen einige der Insekten und anderen kleinen Tiere vorstellen, die in meiner Wiese leben und zumindest ansatzweise erforscht sind. Auch werde ich Ihnen etwas über einige ihrer Verwandten erzählen, die in exotischeren Klimazonen leben. Sie werden faszinierende Details über das Verhalten dieser Tiere erfahren, über ihre Lebensweise und ihre Rolle in unserem Ökosystem. Und schließlich möchte ich von meinem Versuch erzählen, auf meinem kleinen Stück Land in Frankreich möglichst viele Arten heimisch zu machen. Willkommen auf der Wiese!

## *Ein Wiesenspaziergang*

*24. April 2007. Morgendliche Laufzeit: 9,5 Kilometer in 42 Minuten 2 Sekunden. Wie immer hier in Frankreich auf dem Land begegnete ich keiner Menschenseele; dafür bellten mich fünf Hunde an; sie sind Jogger nicht gewohnt. Ein schöner kühler Morgen, klarer blauer Himmel, das Gras mit dicken Tautropfen bedeckt, die Wallhecken voller Schlüsselblumen. Zahl der gesichteten Schmetterlingspezies: sechs – ich lenkte mich von den Schmerzen beim Laufen dadurch ab, dass ich Arten bestimmte, ohne stehenzubleiben. Das Gleiche habe ich auch schon mit Hummeln probiert, aber die sind beim Laufen schwieriger zu identifizieren. Zur heutigen Schmetterlingsausbeute gehörten ein Faulbaum-Bläuling und ein männlicher Zitronenfalter, dessen schwefelgelbe Flügel in der Sonne leuchteten. Auch ein Grünspechtpärchen scheuchte ich auf, das auf dem Weg am obersten Feld entlang mit Einemsen beschäftigt war, zweifelnsfrei zu erkennen am aufgeregten Glük-Glük-Glük und dem wellenförmigen Flug. In jedem Gehölz, das ich passierte, zwitscherten Zaungrasmücken, ein melodisch dahinströmender Gesang. Die Paarungszeit ist voll im Gange – auch jetzt, während ich auf der Gartenbank neben der Haustür sitze und Schweiß auf meine Notizen tropft, höre ich das Gezwitscher immer noch aus allen Richtungen.*

65 Kilometer nordwestlich von Limoges, in der Nähe des hübschen romanischen Örtchens Confolens an der Vienne, steht ein altes Bauernhaus. Etwa in der Mitte einer gedachten Nord-Süd-Linie und etwa 110 Kilometer von der Westküste entfernt zum Landesinneren hin, liegt das Gehöft in der Charente, einem großen, verschlafenen Département mit Eichenwäldern, rostroten Limousin-Rindern und Sonnenblumenfeldern – eine

hügelige Landschaft, durch die träge der Fluss Charente mäandert. Das Haus wurde vor ungefähr 160 Jahren erbaut, wohl von einem gewissen Monsieur Nauche, der dem Anwesen auch seinen Namen gab, Chez Nauche. In dieser Region gibt es viele prächtige Bauernhäuser aus behauenen Naturstein, mit drei oder mehr Stockwerken und hohen, symmetrisch zu beiden Seiten eines imposanten Haupteingangs angeordneten Fensterreihen. Chez Nauche gehört nicht dazu. Seine dicken Mauern bestehen aus unbearbeitetem Kalkstein, ungleich großen Felsbrocken voller Fossilien, die man wohl aus den umliegenden Feldern ausgegraben hat. Statt mit Mörtel sind die Steine mit orangefarbenem Lehm verfugt, der gleichfalls dem hiesigen Boden entstammt. Die Wände haben sich über die Jahre verschoben und neigen sich einander in abenteuerlichen Winkeln zu. Die meist kleinen, in unregelmäßigen Abständen eingelassenen Fenster besitzen Laibungen aus verwitterten Eichenbalken; alte Holzläden, von denen die Farbe abgeblättert ist, hängen lose in den Angeln. Das langgestreckte, nach Süden ausgerichtete Haus ist niedrig und gedrungen; es wurde so entworfen, dass sich alle Wohnräume im Erdgeschoss befanden, was dem Grundriss der meisten einfachen Bauernhäuser hier in der Gegend entspricht. Der riesige Dachboden diente zur Aufbewahrung von Heu, das gleichzeitig isolierende Wirkung besaß und die Bewohner im Winter vor Kälte schützte. Die Decken zwischen Wohnbereich und Heuboden bestehen aus dicken Planken, die auf massiven quadratischen Balken ruhen. Das Holz stammte vorwiegend von den Eichen der Umgebung, von Hand zugesägt, und tatsächlich kann man an den Balken auch heute noch die Sägespuren erkennen. Es muss eine Herkulesaufgabe gewesen sein, ein solches Haus zu bauen, auch wenn dadurch so gut wie keine Materialkosten anfielen.

Die Herstellung von Eichenbalken lief folgendermaßen ab: Man suchte in der Nähe einen möglichst ebenmäßig gewachse-

nen Baum und fällte ihn. Dann hob man unter dem Stamm eine Grube aus, tief genug, dass ein Mann darin liegen konnte, und zersägte den Stamm mithilfe einer riesigen Zweimannsäge in Vierkantbalken; dabei lag einer der Männer in der Grube und bekam den ganzen Sägestaub ins Gesicht, während der andere auf dem Baumstamm stand. Am Ende schleppte ein Pferd den fertigen Balken zum Haus, wo man ihn mithilfe von Seilen emporwand und in die richtige Position wuchtete.

Auch die Terrakotta-Dachziegel wurden aus Lehm gebrannt, der aus dem Umland stammte. Ihr typisches Aussehen geht auf die Römer zurück. Sie werden auch Klosterziegel genannt und abwechselnd in Reihen konvexer (»Mönche«) und konkaver Dachziegel (»Nonnen«) verlegt. Monsieur Nauche hat sie aber wohl kaum selbst gebrannt, sondern in einer Ziegelbrennerei gekauft. So zählen diese Ziegel zwar zu den wenigen größeren Anschaffungen, die er tätigen musste, stammten aber immerhin aus einem Betrieb in der Nähe. Ansonsten wurden das ganze Gebäude und die angrenzenden Scheunen aus Materialien erbaut, die sich kostenlos vor Ort gewinnen ließen, was den Gebäuden ein natürliches, organisches Flair verleiht, fast so, als seien sie aus dem Boden geschossen wie seltsame rechteckige Pilze.

Ich habe Chez Nauche im Jahr 2003 gekauft, von einem alten Bauern namens Monsieur Poupard. Wenn ich ihn mit meinen dürftigen Französischkenntnissen richtig verstanden habe, hat er dort sein ganzes Leben verbracht, Milchkühe gehalten und Landwirtschaft betrieben. Weit über sechzig Jahre alt und ohne Kinder, denen er das Gehöft hätte hinterlassen können, beschloss er, es zu verkaufen und in den Ruhestand zu gehen. Da er sich nie wirklich um das Anwesen gekümmert hatte, war es ziemlich zerfallen. Das Dach leckte, die Holzbalken rotteten vor sich hin, die alte Tünche hatte schwarze Schimmelflecken und schälte sich von den Wänden. Die Fensterrahmen waren verfault, die geborstenen Glasscheiben mit alten Plastikplanen

bedeckt und die modrigen Stellen unten an der Haustür mit plattgehämmerten Konservendosen vernagelt. Die sanitären Einrichtungen beschränkten sich auf einen alten, tropfenden Wasserhahn über einem steinernen Ausguss – es gab weder Bad noch Dusche, und die Toilette bestand aus einem Eimer im Schuppen.

Obwohl das Ganze also, gelinde gesagt, renovierungsbedürftig war, besaß es für mich, den von der Tierwelt faszinierten Biologen, trotz aller Mängel eine enorme Anziehungskraft. Durch Monsieur Poupards Nachlässigkeit wimmelten das Haus und die angrenzenden Gebäude von Leben. Viele stolze Hausbesitzer im heutigen Großbritannien reagieren entsetzt, wenn sie eine Assel auf dem Teppich oder eine Ameise in der Küche entdecken. Von dieser Furcht sollte man sich in Chez Nauche schleunigst verabschieden, sonst ist ein Nervenzusammenbruch vorprogrammiert. Das Haus ist über die Jahrzehnte praktisch mit seiner Umgebung verschmolzen. Und obwohl ich in den zehn Jahren seit dem Kauf einiges instand gesetzt habe, ist das Haus auch heute noch ein Zufluchtsort für unzählige Pflanzen und Tiere – die Dachziegel sind mit orangefarbenen, schwarzen und cremefarbenen Flechten überkrustet, auf denen Raupen weiden. In den Rinnen zwischen den Ziegeln wächst Moos, vor allem auf der Nordseite des Hauses, und in den feuchten grünen Kissen wuseln zahllose Tausendfüßler, Asseln, Bärtierchen\* und andere kleine Insekten herum. Auch die Mauern sind mit

\* Höchstwahrscheinlich haben Sie noch nie von Bärtierchen gehört, die auch Wasserbären oder, korrekter, *Tardigrada* genannt werden. Diese winzigen, achtbeinigen Lebewesen, die nur selten größer als ein Millimeter werden, gehören zu den zehn zähesten Tieren des Planeten. Sie können zehn Jahre ohne Wasser leben, man kann sie bis zu  $-273^{\circ}\text{C}$  abkühlen und bis  $150^{\circ}\text{C}$  erhitzen, sie vertragen 6000 Atmosphären Druck und ein Tausendfaches der für Menschen tödlichen Dosis radioaktiver Strahlung. Ich habe absolut keine Ahnung, warum Wissenschaftler so verbissen versuchen, diese harmlosen kleinen Kreaturen zu töten.



Flechten überwuchert und vom üppigen Laub wilden Weins bedeckt, der sich an einem rostigen Spalier emporrankt. Wenn die Sonne scheint, was hier oft der Fall ist, wärmen sich dort gern Schmetterlinge, Hummeln, Bienen und Fliegen auf, bevor sie sich auf Partner- oder Nektarsuche begeben. Diese Insekten werden von schwarz-weiß gestreiften Springspinnen und braungrün gefleckten Eidechsen gejagt, flinken Tieren mit langen, klauenbewehrten Zehen, die in unglaublichem Tempo senkrecht an den Wänden emporflitzen und beim geringsten Zeichen von Gefahr blitzschnell in Löchern im weichen Lehmörtel verschwinden. Die meisten Fluginsekten sind zu schnell, um sich fangen zu lassen, vor allem, wenn es ihnen gelingt, warm und startklar zu bleiben. Doch wenn sie sich dann in der Luft befinden, werden sie zur leichten Beute der Schwalben, die in den Scheunen nisten und in geringer Höhe an den Gebäuden entlangsegeln. Vor dem Haus sprießen alte Lavendelbüsche, deren verdrehte, verholzte Stängel sich unter dem Gewicht purpurner Blüten neigen. Es umtanzen sie Hummeln, Schmetterlinge und, mit schwirrenden Flügeln, Taubenschwänzchen, die ihre langen gekrümmten Rüssel in die Nektarien der Blumen tauchen.

Ein alter gepflasterter Pfad führt zur Eingangstür. In den Ritzen zwischen den warmen Steinen wohnen die kugelköpfigen Feldgrillen, unablässig hört man den fröhlichen Lockgesang der Männchen. Auch Eidechsen und junge gelbgrüne Zornnattern nutzen die Spalten, um dort Käfer und Spinnen zu jagen. Vor dem Haus stehen ein paar uralte, knorrig-gebeugte Nektarinen- und Pflaumenbäume, von deren Blättern sich die dicken grünen Raupen des seltenen Schwalbenschwanzes ernähren. Auf manchen Ästen wachsen Baumpilze. Grüne Laubheuschrecken thronen auf den Zweigen, von wo aus die Männchen versuchen, mit ihrem endlosen rauen Gesäge den Gesang der Grillen zu übertönen.

Im kühlen Dunkel des Hauses, wo das Zirpen der Grillen nur noch als fernes Summen zu vernehmen ist, wimmelt es von dämmerungsaktiven Lebewesen, darunter zahllose Spinnenarten. Spindeldürre Weberknechte spinnen nachlässig bizarre Netze zwischen den alten Balken, von denen sie kopfüber herabhängen, während riesige Hauswinkelspinnen, *Tegenaria domestica*, dichte trichterförmige Gespinste weben, die in tiefe Wohnhöhlen führen, ideale Verstecke. Die Holzbalken ihrerseits sind mit Tunneln durchzogen, angelegt von den fetten weißen Larven der solitären Langhornbiene und des Gescheckten Nagekäfers, oder auch von Holzwürmern, die in Wirklichkeit gar keine Würmer, sondern winzige Käfer sind. Unter den Möbeln und in Küchenschränken lauern satinschwarze Schwarzkäfer, die sich gravitatisch langsam fortbewegen; sie sind so schwer bewaffnet, dass sie Eile gar nicht nötig haben.

Nachts übernehmen die Mäuse das Regiment; Hausmäuse huschen über den Boden, gelegentlich auch die stattlichere, großäugige Waldmaus. Sie suchen nach Essensresten, schmackhaften Spinnen oder tagaktiven Insekten, die sich ins Haus verirrt haben und nicht mehr ins Freie finden. Über Mauern und Balken trippeln Bilche: Gartenschläfer mit ihrer feinen, waschbärartigen Gesichtszeichnung und dem langen Schwanz, der in einer flauschigen Spitze endet; aber auch der seltene essbare Siebenschläfer, der von den Römern als Delikatesse geschätzt wurde. So süß sie aussehen mögen, die Gartenschläfer sind aggressive kleine Biester, die sich nachts mit zittrigen Rufen verständigen und mich oft durch ihr lärmendes Gebalge wecken. Weil sie so lästig sind, habe ich Dutzende von ihnen gefangen; sie stehen total auf Cantal, einen pikanten Hartkäse aus den Bergen der Auvergne, auf diesen Köder sind sie bis jetzt noch jedes Mal hereingefallen. Als meine beiden ältesten Jungs, Finn und Jedd – damals etwa sieben und fünf Jahre alt –, zum ersten Mal einen dieser Gartenschläfer erblickten, der sie wütend aus

der Falle heraus ankurrte und verzweifelt am Drahtgeflecht nagte, kamen sie angerannt und weckten mich mit der Botschaft: »Daddy, komm schnell, wir haben ein kleines Teufelchen gefangen!« Er sah wirklich ziemlich wild aus – das arme Ding hatte sich bei seinen Fluchtversuchen die Nase aufgeschürft. Ich lasse sie immer in großer Entfernung zum Haus frei, nachdem ich sie gut gefüttert habe, doch all meine Bemühungen scheinen die Population nicht im Geringsten zu reduzieren. Viel sanfter wirken da die Siebenschläfer, mit ihrem wunderschönen samtweichen Schwanz; sie sind so groß, dass man sie leicht für kleine, unglaublich süße Eichhörnchen halten könnte. Was sicherlich mit ein Grund dafür ist, dass ich es einfach nicht fertigbringe, sie aus dem Haus zu jagen.

Die vielen Mäuse, die auf dem Dachboden leben, sind nervös, denn sie haben ein Problem: ein Problem namens Schleiereule. Die Eulen hinterlassen riesige Gewöllehaufen; diese werden von den Larven der Kleider- und Fellmotte gefressen, die sich von den getrockneten Ausscheidungen anderer Tiere ernähren. Aber es gibt noch ein weiteres, ein mysteriöses Wesen, das die Mäuse fürchten sollten. Vor einigen Jahren habe ich in dem alten Dach ein Fenster eingebaut und bald danach auf dem Glas die Fußspuren eines großen Tiers entdeckt. Auch fand ich längliche, stinkende Exkremete, manchmal in der Einfahrt und sogar auf einem Fenstersims im Dachboden. Um welches Tier es sich auch handeln mochte, es machte fette Beute: Einmal fand ich Flügel und Kopf einer Schleiereule. Ein andermal, bei einem Ausflug am frühen Morgen, entdeckten meine beiden Jungs in der Einfahrt einen blutigen Fleischklumpen – die traurigen Überreste einer großen Zornnatter. Dem Durchmesser des Klumpens nach zu urteilen, muss es sich um eine mindestens anderthalb Meter lange Schlange gehandelt haben, doch bis auf ein 15 Zentimeter langes Mittelstück hatte der Angreifer sie komplett verschlungen. Das mysteriöse Tier, das

für all das verantwortlich war, erlangte in unserer Familie bald schon fast mythischen Status, die Kinder stellten wilde Spekulationen darüber an. Erst viele Jahre später fand ich die Wahrheit heraus.

Ich möchte Sie jetzt auf einen Spaziergang mitnehmen. Wir beginnen oben an der Einfahrt im Norden des Hauses, bei dem großen Kastanienbaum. Es ist ein Spätnachmittag Ende Mai, und der Baum steht in voller Blüte. Die mit duftenden cremefarbenen Blüten übersäten Kerzen ziehen Unmengen von Hummeln an, deren emsiges Geschwirre welke Blütenblätter auf den Weg regnen lässt. Wir schlendern die alte asphaltierte Einfahrt hinab, deren warme Oberfläche rissig ist, weil die Baumwurzeln von unten durchbrechen; kärgliche Büschel Wiesen-Kammgras sprießen aus den Spalten. Wir bleiben links stehen, um das Waldameisennest zu bewundern, eine sanft gewölbte Kuppel aus getrocknetem Gras, wimmelnd von großen kastanienbraunen Ameisen. Das Nest befindet sich meines Wissens seit zehn Jahren am gleichen Platz. Meine Jungs lieben es, den Ameisen zuzusehen und im Nest herumzustochern, und ich habe sie im Verdacht, dass sie ihnen gelegentlich Insekten zum Fraß vorwerfen. Schon bei der kleinsten Störung breitet sich wellenförmige Aktivität aus, da die Ameisen Alarmpheromone ausscheiden, um die anderen vor der Gefahr zu warnen. Die Ameisenpfade verlaufen vom Nest aus kreisförmig über den Asphalt, und die heimkehrenden Ameisen schleppen Pflanzen- und Insektenteile herbei, um die Brut zu füttern.

Jenseits des Ameisennests zu unserer Linken befindet sich eine dichte Ginsterhecke, die mindestens fünf Meter breit ist. Ein männliches Schwarzkehlchen sitzt auf dem höchsten Punkt der Hecke. Sein typischer Ruf erklingt – als schlage man zwei Kieselsteine gegeneinander. Das Weibchen sitzt irgendwo tief im Dickicht auf seinem muldenförmigen Moosnest und brütet seine himmelblauen Eier aus. Spähen wir durch die dichte

Ginsterhecke in östlicher Richtung zur Einfahrt hinüber, sehen wir meinen großzügig angelegten Obstgarten: fünfzig junge Apfelbäume, die ich aus Kernen gezogen habe. Die größten von ihnen sind jetzt fast vier Meter hoch. Zwei der Bäume haben letztes Jahr erstmals Früchte getragen. Meine drei Jungs jagen in fünfzig Metern Entfernung Schmetterlinge. Die beiden ältesten, Finn und Jedd (mittlerweile zwölf und zehn), laufen voraus, aufgeregt schwatzend, jeder mit einem großen Schmetterlingskescher bewaffnet. Hinter ihnen kämpft sich unser Jüngster, Seth (drei Jahre alt), tapfer durchs hohe Gras, und das Einzige, was man in all dem Grün von ihm sieht, ist sein weißblonder Haarschopf.

Zu unserer Rechten steht eine Bienen-Ragwurz. Ihre purpurrote Blüte ahmt Duft und Textur einer weiblichen Biene nach und verlockt so die männlichen Bienen zu einem Kopulationsversuch. Deren Mühe wird zwar nur damit belohnt, dass ihnen eine Pollenkugel am Kopf kleben bleibt, aber offenbar sind sie dumm genug, immer wieder in die gleiche Falle zu tappen, sonst ginge die Strategie der Bienen-Ragwurz ja nicht auf.

Ein Stück weiter wird die Einfahrt rechts von einer Reihe hoher Eichen und links von Ulmen und Eichen beschattet. Morsche braune Eicheln vom letzten Herbst liegen immer noch auf dem Boden verstreut. Die Ulmen wurden wiederholt vom Ulmensterben heimgesucht, das die Bäume, wenn sie erst einmal sechs bis sieben Meter hoch sind, in kurzer Zeit vernichtet, doch zum Glück haben sie sich rasch durch Wurzelschößlinge verbreitet, sodass immer wieder neue Bäumchen aus dem Boden sprießen. Ein Laubfaltermännchen, auch Waldbrettspiel genannt, fliegt von einem sonnigen Plätzchen in der Einfahrt auf, um sein Territorium zu verteidigen: Es verjagt einen Zitronenfalter, der es gewagt hat, in seine Domäne einzudringen.